

der Israel Mission Köln-Ehrenfeld, Subbelrather Straße 15, bezogen werden.

Hermann Maas: — und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land. Reiseeindrücke aus dem heutigen Israel. Heilbronn 1955. Eugen Salzer. 215 Seiten.

Das mit 16 Bildtafeln und einem Wortverzeichnis schön ausgestattete Buch veröffentlicht der Heidelberger evangelische Kreisdekan Pfarrer Dr. Maas, der das Heilige Land 1933 und seit 1950 noch zweimal besucht hat. Es ist ein Buch, das mit dem Herzen geschrieben, „die täglichen Probleme Israels und seinen Aufbau von innen heraus, sozusagen aus der Perspektive der Menschen“ darstellt, wie M. Y. Ben-gavriel schreibt, „Israel intim gesehen“.

U. a. schildert Hermann Maas, wie „die Feiertage der hohen (jüdischen) Festtage auf einmal wieder ganz und gar gegenwärtig“ waren. Wir bringen den folgenden Abschnitt: „Und nun war es Feiertag, der erste Tag des Laubhüttenfestes. Das Fest Sukkot hat in Israel seine besondere Gestalt. Hier reift die Frucht des Hadarbaumes, zu deutsch ‚Prachtbaum‘, die nach dem Traktat ‚Sukka‘ Ethrog heißt, eine Art Citrus mit schönen Eigenarten. Baum und Frucht haben den selben ätherischen Duft und Geschmack. Allerbeste Ethrogim zu bekommen ist das Anliegen der Israelis vom Tage nach Jom Kippur an. Haben sie Falten, so stammen sie von den Zähnen Evas, die von ihnen aß. Weiter verschafft man sich die Blätter der Dattelpalme, die Lulavim, dazu die Myrtenzweige, die ‚Hadassim‘ und die Bachweiden. Die binden sie zu Feststräußen zusammen und schmücken so die Laubhütten, die sie bauen. So sehen auch arme Viertel in diesen Tagen wie Gärten aus im Grün der Sukkot. Die Hadassim, die Myrten, wehen im Winde, und aus den ‚Hütten‘ klingen die Melodien der Gebete und Bibelworte.“

Der Strauß (Lulav) bedeutet mehr als nur einen Erntestrauß. Jede Pflanze hat ihre eigene Bedeutung. Die an Frömmigkeit und Wissen Reichen (Ethrog) sollen sich nicht trennen von den durch Demut (Hadassa) oder durch gute Taten (Myrten) Ausgezeichneten. Und erst recht nicht von den Armen (Bachweiden). Nur so steht die Gemeinde in der reinen Freude vor ihrem Gott.

In der Synagoge, die ich besuchte, trugen die Männer den Strauß aus Palmzweigen, Bachweiden und Myrte gebunden in der Rechten und den Ethrog in der Linken. Beim Lulav-Gebet schüttelten sie den Strauß nach den vier Himmelsrichtungen als Zeichen des Dankes für die Ernte auf der ganzen Erde. Daran schloß sich eine Hausfeier. Ich war zum Frühstück in eine Sukka eingeladen. Mit Palmzweigen gedeckt und mit Ketten von Hagebutten und Haselnüssen, mit großen, hängenden Sträußen und lauter süßen Früchten geschmückt, wirkte sie gar heimlich. Die Palmen müssen in dieser Jahreszeit von unten her geschnitten werden, so daß es keine Beraubung der Natur ist, wenn sie für ungezählte Sukkot als Dach geschnitten werden. Nach den Segensworten des Hausvaters wurden wir eine fröhliche Tisch- und Hausgemeinde. Alte und junge Herzen und Stimmen vereinten sich zu einer schönen Harmonie. Die Sonnenstrahlen, die zwischen dem Gezweig hereinfielen, erzitterten über den frohen Gesichtern der Schwestern Elfriede (Schlomit) und Margalit A. und all der Freunde...“ S. 95/96).

Von einem Gespräch bei einem Sabbatmahl in einer frommen jüdischen Familie schreibt Pfarrer Maas: „... Es geht bei dem allem aber um viel tiefere Fragen. Eine der tiefsten ist die Jesusfrage. Gerade darüber verstummt das Gespräch nicht. Aber wie muß es geführt werden! In einer großartigen Revue hat ein Schriftsteller drüben einen weitausholenden Aufsatz geschrieben über die Heimholung Jesu in das jüdische Volk. Er gibt einen großen Überblick über die Jesusliteratur in Israel und dem Judentum. Gerade an die Sabbat nach Simchat Thora las ich eine ausführliche Besprechung

darüber in einer großen Zeitung. Sie mußte die umsichtige Arbeit des Verfassers anerkennen. Aber dann kam ein Nachwort, das mir einen tiefen Einblick schenkte. Der Schreiber war der Überzeugung, daß Jesus, solange die christlichen Völker in ihrer Stellung zum Judentum so wenig Jesusart und Jesusliebe zeigen, für das jüdische Volk ein ‚verlorener Sohn‘ — natürlich in ganz anderem Sinne als im Gleichnis — bleiben müsse. So denke ich an Worte wie das von Martin Buber, das ich doch zitieren will: ‚Das neue Testament ist seit nahezu fünfzig Jahren ein Hauptgegenstand meiner Studien gewesen, und ich meine ein guter Leser zu sein, der unbefangen hört, was gesagt wird. Jesus habe ich von Jugend auf als meinen großen Bruder empfunden. Daß die Christenheit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer als eine Tatsache von höchstem Ernst erschienen, die ich um seinet- und um meinerwillen zu begreifen suchen muß. Ein wenig von den Ergebnissen dieses Begreifenwollens ist hier niedergelegt (d. h. in dem Buch ‚Zwei Glaubensweisen‘). Mein eigenes, brüderlich aufgeschlossenes Verhältnis zu ihm ist immer stärker und reiner geworden, und ich sehe ihn heute mit stärkerem und reinerem Blick als je‘ (s. S. 11 des o. a. Buches). In seinem Werk ‚Gog und Magog‘ sagt derselbe Martin Buber: ‚Was der Jude, wie er in diesem Buch erscheint, mit Jesus von Nazareth gemeinsam hat, rührt nicht von einer Tendenz, sondern von einer Wirklichkeit her. Es ist die Wirklichkeit des leidenden Gottesknechtes.‘ ... So steht die Verehrung für Jesus bei vielen, die sich nicht etwa taufen lassen, die aber das neue Testament als ein jüdisches Buch lesen und sich darin vertiefen, denen gegenüber, denen gerade die Christen den Weg zu Jesus endgültig zu versperren drohen. Das sind die Probleme die viele jüdischen Geister beschäftigen und den Christen in der Welt zu denken geben sollten. Es kommen dazu noch die Fragen der Gewissensfreiheit, der Mischehen und der Kinder aus den Mischehen. Dazu die Frage, ob der Atheismus eines Juden überhaupt mit dem gewöhnlichen Atheismus gleichgestellt werden kann, ein sehr ernstes Problem das nicht nur von der nationalen, sondern erst recht von der Glaubenseite her zu prüfen ist...“ (S. 142/43).

Johannes Jellinek: Eine Handvoll Oliven aus Israel. Stuttgart 1955. Quell-Verlag. 176 Seiten. Mit 22 Zeichnungen und Kartenskizzen.

Pfarrer H. D. Leuner von der Hebrew Christian Alliance, London, weist darauf hin, daß dieses Buch und das von Kreisdekan Maas „einander so sehr ergänzen, daß man zumindest das aus dem Schwedischen übersetzte von Johannes Jellinek nicht ohne das von Kreisdekan Maas lesen sollte. Beide Autoren sind protestantische Geistliche, beide ringen ehrlich um Objektivität, aber es geht ihnen wie zwei Zeugen, die vor Gericht über ein und denselben Vorfall aussagen sollen und bei aller Aufrichtigkeit zwei verschiedene Darstellungen geben, geben müssen, weil ihre ganze Betrachtungsweise von ihrer unterschiedlichen Persönlichkeit, ihrem verschiedenen Denken und Fühlen diktiert ist. ... Eine Handvoll Oliven aus Israel ist das Ergebnis eines mehrwöchigen Besuches, den der schwedische Pfarrer J. Jellinek im Auftrage der Svenska Israelmissionen im Herbst 1951 dem jungen Lande abstattete. Er erweist sich nicht nur als ein ausgezeichnete Journalist..., sondern auch als talentierter Zeichner und Kenner der jüdischen Geschichte. Es ist zweifellos nicht seine Schuld, wenn auf dem Umschlag gesagt wird, es gebe ‚kaum eine geeignetere Persönlichkeit und einen besseren Kenner der Materie‘, denn dazu gehört etwas mehr als ein einmaliger kurzer Besuch. Ebenso wenig ist der Autor dafür verantwortlich, daß sich die Verhältnisse in Israel in den dreieinhalb Jahren seit seinem Besuch nicht unwesentlich geändert und gebessert haben. Wichtig erscheint uns die Frage, ob Jellinek dem jungen Staat und seinem Volk gerecht zu werden sucht, ob er ohne Vorurteile an die Materie herantritt, ob er sich einzufühlen vermag in

die Welt des Judentums oder kritischer Außenseiter bleibt. Ist es wirklich wahr, daß der jüdische Atheist, der „Gott die Augen ausreißen“ möchte und „mit geballten Fäusten gegen Gott“ vorgehen will, nach Jellineks ausdrücklicher Feststellung „der Typ der Juden“ und „Vertreter der jüdischen Mehrheit“ ist? (S. 76/77). Ist es nichts anderes als „freigewordener Trotz“, der den jungen Staat veranlaßte, hebräisch als Landessprache zu dekreten und den Davidstern auf seine Flagge zu heften? ... Es ist tröstlich, immer wieder zu lesen, daß die jüdischen Menschen in Israel nicht von der Frage loskommen „Was will Gott?“ und wir möchten wissen, wo in der weiten, sogenannten christlichen Welt diese Frage mit der gleichen Dringlichkeit und Häufigkeit noch gestellt wird. Aber vielleicht wollte der Autor nichts anderes tun als eine Reportage schreiben, der keinerlei tiefere Bedeutung zukommt. Er sagt in seinem Vorwort, es handle sich ihm nur um „anspruchlose Beobachtungen“...“ (Aus: „Der Zeuge“ Mai 1955. Nr. 14 S. 9/10).

Jellinek berichtet u. a.: „Ungefähr 40 Missionsgesellschaften und eine große Zahl freistehender Missionare arbeiten in diesem kleinen Land, das nicht größer ist als ungefähr 20 000 Quadratkilometer. Hier haben Missionsgesellschaften und einzelne Missionare seit langem unter einer kleinen Anzahl Juden gearbeitet, denn bis zum Jahr 1948 gab es ja nicht viele Juden in Palästina. Nach der Gründung des Staates und als das „Missionsfeld“ von sechshunderttausend auf eineinhalb Millionen Juden anwuchs, wurde die Missionsarbeit nicht verboten...“ (S. 82). In einem Gespräch mit einem jüdischen Freund antwortet dieser: „Israel hat in seiner Verfassung volle Religionsfreiheit garantiert. Wir haben einen status quo anerkannt, und wir würden diese Bestimmung des ersten Gesetzes im neuen Staat übertreten, wenn wir den alten christlichen Kirchen Schwierigkeiten bereiten würden. Nein, jeder Mensch hat hier das Recht, sich zu Christus zu bekennen, wenn er wirklich von Christus überzeugt ist. Und jeder Mensch muß hier das Recht haben, von seiner Religion anderen Menschen, die nicht an diese Religion glauben, Rechenschaft abzulegen. Und schließlich muß jeder Mensch das Recht haben, die Religion eines anderen kennenzulernen. Aber es darf nicht so sein, daß jeder geistliche Landstreicher, der einen reichen Narren in Amerika oder anderswo gefunden hat, sich das Recht nimmt, als Religionsgründer in Jerusalem zu siedeln. Man dürfte es nicht „Verfolgung“ nennen, wenn unsere Behörden verlangen würden, daß alle missionarisch Tätigen Geistliche oder Diakonissen sein müssen. Im allgemeinen glaubt und weiß man, daß es ganz richtig ist, wenn die Zahnärzte verlangen, daß die Zahntechniker nicht Operationen ausführen dürfen. Wenn es sich um die Angelegenheiten der Seele handelt, sollte man nicht leichtsinniger und weniger genau sein, als wenn es um die Angelegenheiten des Körpers geht...“

Das ist bittere Medizin. Aber dieses Gespräch weist den Weg. Auf meiner Wanderung durch das Heilige Land werde ich immer wieder an all diese Rätsel, an all die Sehnsucht der Menschen hier erinnert. Und an unsere Verantwortung“ (S. 86/87).

Focke Lüpsen: Palästina, Bilder einer Reise. Witten und Berlin 1955. 136 Seiten.

Ein kurzes Vorwort, einige Erläuterungen am Schluß des Buches zu den über 100 großformatigen sehr schönen Aufnahmen — aber ohne solche über den jungen Staat Israel. Der Verfasser meint, dies „wäre Aufgabe einer besonderen Bildpublikation... im Vordergrund stehen vielmehr Bilder, die sich dem Reisenden auf einer Fahrt zu den biblischen Stätten einprägen...“ Prägen sich aber nicht auch eindrucksvoll die Bilder ein, die einem in Israel heute begegnen? Hermann Maas sagt in seinem Buch: „ein Volk, das aus der Bibel schöpft, schöpft aus tiefen Brunnen. Daß doch viele darauf achteten, damit die Ketten nicht verrosteten,

und die Eimer nicht verlöchern...“ Leider aber vermittelt dieses Bilderbuch nur einen einseitigen Einblick, es fehlt die andere Hälfte. Auch fehlt ein Hinweis auf welchem Gebiet die jeweils dargestellten Stätten liegen, wenngleich der Verfasser bewußt und absichtlich nicht auf die „gegenwärtige Lage des heute zum Machtbereich zweier Staaten gehörenden Gebiets“ eingeht. Der im Bild 55 gezeigte jahrtausendalte jüdische Friedhof am Westabhang des Ölbergs, auf dem „die jüdischen Grabsteine... ausnahmslos umgestürzt worden“ sind, liegt im jordanischen Gebiet und ist daher für Juden, von denen viele dort Gräber Nahestehender haben, unzugänglich. Auch kann nicht jeder, wie der Verfasser meint, „ohne große Schwierigkeiten das Land auf einer Palästina-Reise erleben...“ — denn die Araber gestatten bestenfalls den Grenzübertritt zwischen den arabischen Staaten und Israel bzw. in umgekehrter Richtung nur einmal, und man muß auf der „anderen“ Seite abreisen, wenn überhaupt man dorthin gelangen kann. Die hl. Stätten aber liegen auf beiden Seiten. —

Graml, Hermann: Der 9. November 1938. Bonn 1955. Heft 2 der Bundeszentrale für Heimatdienst. 64 Seiten.

Die Schrift basiert auf einschlägigen Dokumenten. Wie es in der Vorbemerkung heißt, will die Studie „nicht nur die Bedeutung des Prologs als Wendepunkt vom politischen zum biologischen Antisemitismus aufhellen, sie will gleichzeitig bemüht sein, durch die Darstellung des Mechanismus der Aktionen zu den psychologischen Voraussetzungen vorzustoßen“.

Israel-Informations-Dienst: Herausgegeben von der Informationsabteilung der Israel Mission Köln (kann daselbst Köln-Ehrenfeld, Subbelrather Str. 15 gratis bezogen werden). Die letzterschienene laufende Nummer vom 12. 9. 55 (5, 42) enthält u. a. eine Übersicht über „Die Angriffe aus dem Gaza-Gebiet“ um die Monatswende August/September 1955; Dokumente und andere Themen des israelisch-arabischen Konfliktes, einen Bericht über die kürzliche Eröffnung der 108 km langen Wasserleitung, die die Hälfte des Wassers des Yarkon-Flusses in die verdorrten Gebiete im Süden Israels leitet. Unter den Nachrichten aus dem kulturellen Leben ist ein Beitrag über die Erziehungsprobleme und eine Übersicht über die Presse Israels. G. L.

Bibliographische Notizen

Adler, H. G.: Die Rolle Theresienstads in der „Endlösung der Judenfrage“ in: Beilage zum „Das Parlament“, 1. 6. 1955 (BXXII/55), S. 323 ff. Eine zuverlässige, sehr instruktive Untersuchung, die auf den Grundlagen einer für Herbst 1955 vorangekündigten dokumentarisch belegten Darstellung des Lagers Theresienstadt beruht. Theresienstadt, das „gegründet wurde... um das schlechte oder beunruhigte Gewissen einzuschläfern... und zu täuschen.“ Dieses „Altersghetto“, das nichts als eine unaufrichtige Geste war, hinter der sich der Vernichtungswille vor der besorgten Öffentlichkeit nur dürftig verbarg“, demonstriert die Etappen der „Endlösung der Judenfrage“, d. h. der planmäßigen Ausrottung der Juden. Hauptetappen sind das Reichsbürgergesetz vom 15. 9. 1935, das die legale Grundlage für die Vernichtung schuf mit den zehn ergänzenden Verordnungen, das „Zentralamt der jüdischen Auswanderung“, dem späteren „Zentralamt zur Regelung der Judenfrage“, und die Wannsee-Konferenz vom 20. 1. 1942. Diese führten zu der Vernichtung von nahezu 6 Millionen Juden. Die Wannsee-Konferenz hatte die Zahl von 11 Millionen europäischer Juden für die dort beschlossene „Endlösung“ angegeben.